

Walsers Gottesdämmerung

Martin Walsers „Sonntagsrede“ in der Frankfurter Paulskirche löste eine republikanische Kontroverse um Gedächtnis und Erinnerung aus, weil sich der Friedenspreisträger des deutschen Buchhandels gegen die „Dauerpräsentation unserer Schande“ und ihre mediale Instrumentalisierung gewandt hatte. In einem späteren Gespräch mit Ignatz Bubis über eine angemessene Sprache für die Erinnerung mußte Walser zugeben, „eine rein weltliche, eine liberale, eine vom religiösen, eine überhaupt vor allem Ich-Überschreitendem fliehende Gesellschaft kann Auschwitz nur verdrängen“.

Überraschenderweise gehört Walser selbst zu denjenigen, die verbal den Wertekonsens Europas aufkündigen und mit den Waffen des Wortes gegen die religiösen und ethischen Grundlagen, die den Kontinent geformt haben, Front machen. Offensichtlich sind auch Schriftsteller von Rang nicht davor gefeit, die Geschichte im Interesse der eigenen Gegenwart ethisch und religiös durchzukurrieren. Daher bedarf es eines neuen Streits mit dem Erzähler und Essayisten Walser, wenn er, von Nietzsche überredet, die Axt an die jüdisch-christlichen Wurzeln der europäischen Kultur meint legen zu müssen.

In einem Artikel, der zeitgleich mit der Paulskirchenrede unter dem Titel „Ich vertraue. Querfeldein“ in der Neuen Zürcher Zeitung vom 10./11. Oktober 1998 veröffentlicht wurde, mokiert Walser sich nicht nur darüber, daß „wir am liebsten die ganze Welt in unseren Werten baden“, womit Konsens, Vernunft, Aufklärung und Toleranz gemeint sind. Vielmehr führt er auch eine frontale Attacke gegen jede universale Ethik, gegen den biblischen Monotheismus und gegen die christliche Mission im Sinn des „Gehet hin zu allen Völkern“: „Der Heide tötete, wenn es nötig war, seinen Feind und verspeiste ihn. Der Christ bekehrt seinen Feind. Das heißt, er ißt dessen Seele.“

Walser vertritt in seiner radikalen Religionskritik die These, daß der biblische Gott die Menschen nicht besser, sondern böse gemacht habe. Die Gefahren, die der Erde drohen, stammten nicht aus den Laboren, sondern „letzten Endes aus Kirchen“. Diese disziplinierten durch Gebote, etwa das Liebesgebot, die menschliche Natur und machten sie schlecht. Der Gott der Bibel, von Anfang an ein Herrscher, verlange Unterwerfung. „Von uns wird verlangt, daß wir uns fügen, einordnen, benehmen, unterwerfen. Vom Christentum an. Vom eifersüchtigen Gott an. Das macht böse, daß wir anders sein möchten, als man uns läßt.“ Darauf führt Walser beinahe alle Übel dieser Welt, oder was er dafür hält, zurück: alle Herrschaftsverhältnisse auf der Erde, jeden Zentralismus, den Marxismus als die „letzte aus dem Schoß der Religion geschlüpfte Erlösungsutopie“ und schließlich die Globalisierung.

Zwar hätten wir uns, gesteht Walser immerhin zu, durch das Christentum glorios entfalten können – Klöster, Dome, Mystik, Malerei und Musik zeugten

davon –, doch das war einmal. Heute seien die Religionen unsere Kinderschuhe, denen wir längst entwachsen sein müßten. „Sie deformieren jetzt unsere Füße. Allerdings: wir merken, daß wir nach den Kinderschuhen keine mehr gekriegt haben. Barfuß ab ins irdische Klima.“

In seinem autobiographischen Roman „Ein springender Brunnē“, dessen Titel Zarathustras „Nachtlied“ zitiert, vollzieht Walser die symbolische Abstrafung jenes Gottes, der ihm die jugendlichen Freuden vergällte. Denn der alternde Autor lehrt Johann, den jungen Helden seines Romans, Sakralität und Sexualität blasphemisch zu vermischen. Er lehrt ihn, das namenlose Geschlechtsteil mit dem biblischen Gottesnamen „Ich bin der ‚ich bin‘“, abgekürzt IBDIB, zu belegen. Vielleicht gehört aber auch dies zum „Gottesprojekt“ des Schriftstellers, der seine Erfahrungen mit dem Wort „Gott“ notiert, oder genauer: die Reaktionen anderer auf seinen Gebrauch des Wortes „Gott“.

Außer dem biographischen hat Walser sich noch ein kulturhistorisches Pensum vorgenommen: die Klage darüber, daß die Völker nördlich der Alpen unendlich beraubt worden seien, weil der Import des Christentums den Kelten ihre Bäume und Quellen genommen und dafür geistige Werte gegeben habe. Daher Walsers neopagane Beschwörung „einer über Wiesen und Wälder hingestreuten Göttervielfalt“. Daher auch sein Lob der Natur, natürlich nicht der grausamen, als Inbegriff des Hiesigen und Lokalen, seine Ablehnung des Universalen, sein Vorschlag, den Nächsten durch das Nächste zu ersetzen. „Also: Hiesig bleiben. Keine zentralistischen Visionen. Bloß keine Ethik für alle. Bloß keinen säkularisierten, auf Demokratie frisierten Monotheismus. Statt Glaubensleistungen nach oben, Genußfähigkeit unter uns.“

Walser dürfte mit seiner Absage an das kulturelle Gedächtnis der jüdisch-christlichen Tradition, aber auch mit seinem Plädoyer für keltische Wald- und Wiesengottheiten und für ein bißchen hiesigen Hedonismus bei den Zeitgenossen durchaus auf Gegenliebe stoßen. Den ethischen und religiösen Herausforderungen der Gegenwart wird ein solch regressiver Rückzug aufs Nordische und Hiesige freilich nicht standhalten. Religion als menschliche Projektion oder kindliche Illusion, dieses religionskritische Arsenal der „Meister des Verdachts“ des 19. Jahrhunderts taugt nicht mehr an der Schwelle zum 21. Jahrhundert.

Doch vielleicht steckt auch in der historisch verqueren Polemik Walsers eine versteckte Frage nach Gott, ähnlich wie in seiner Auseinandersetzung mit dem Kinderkatholizismus, in seinen Notizen zum Gottesprojekt, in den religiösen Fragen seiner literarischen Figuren oder im Kampf mit dem fehlenden Gott Büchners. Die jüdisch-christliche Überlieferung kennt das Hadern mit Gott (Hiob) und den Schrei der Gottverlassenheit. Sie weiß um die dunkle Nacht der Mystik und das Leiden der Kreatur. Dort ist „Gott“ jedoch keine literarische Schöpfung eines allvermögenden Autors, sondern das personale Gegenüber eines Schöpfers, den man anreden kann, zum Beispiel mit Worten des Augustinus: „Gib, was du verlangst, dann verlange, was du willst.“

Michael Sievernich SJ